

Sinder.

Fr. Arthur Silbergleit.

Das Auge und die Nase. Das Kind im Gesicht tragen. Das Kind nach Hause bringende. Wo sie der Mutter Süßes lagen.

Will meinen willen, ringenden Und sollen zwischen leise wehen. Und sanfter mit bezwingenden. Und jacten Willen mein Begehren.

Ein Rädeln aus vertrautem Laufe Beschleht alle leuchtenden Kinder. Sie lächeln mit dem Weg nach Hause. Wo alles lieber, leiser, süßer.

Was Toni Schneider seinen Eltern aus der alten Heimat mitbrachte.

Eine Skizze von Dr. Bertold A. Boer.

1.

Fritz Schneiders Feinbäckerei an der Ecke von Markt und Sixth Street hat einen guten Namen. Kein Wunder: wer hätte auch Nürnberg Bregel besser backen sollen als Fritz Schneider, der feinerzeitige „Röhlesbäcker von Nürnberg“? Und wer konnte „Nürnberg Lebkuchen“ auch nur annähernd so schmachtig machen als er, Fritz Schneider, der auf der „Küngsburger Landesgewerbe- Ausstellung“ die goldene Medaille erlangte? Es bedarf also sicherlich keiner weiteren Erklärung mehr, weshalb Fritz Schneiders Feinbäckerei an der Ecke der Markt und Sixth Street solch guten Namen hat.

Es sind schon achtzehn Jahre, daß Schneider in Amerika wohnt. Es war anno sechsundachtzig, als er den deutschen Staub von seinen Füßen schüttelte und amerikanisches Sohlleder probierte, und es ist ihm gut bekommen. Von einer kleinen Bäckerei, draußen an Pine Street, arbeitete er sich auf, sparte und legte zurück, und Mutter Gretie, die den Haushalt führte, brachte das Geld jeden Montag zur Bank. Bald hatte sich das Konto so angefüllt, daß Schneider seine Idee, „down-town“ eine Feinbäckerei zu errichten, ausführen konnte, und so legte er den Grundstein zu einem recht netten Vermögen.

Seine Familie bestand nur aus einem Sohne, Toni, der erst sieben Jahre alt gewesen, als die Eltern über das große Wasser zogen. Toni war ein heller Junge; er lernte bald das Englische besser verstehen als das Deutsche, und waren die Eltern nicht gewesen, er hätte das Deutsche ganz vergessen. Vater und Mutter indes sprachen zu Hause nur Deutsch, und so kam es, daß Toni beide Sprachen voll beherrschte.

„Toni soll Kubirt werden“, sagte der Vater zu Mutter Gretie. „Wir haben's ja, Gott sei Dank, und können's uns leisten.“ So kam es, daß Toni Jura studierte, und nun wohlhablicher Rechtsanwalt ist, der zwar noch sehr wenig zu thun hat, sich darüber aber seine guten Haare wuschelt, denn „Water hat es ja, Gott sei Dank.“

„Selbstredend gehört Toni, der früher als Student dem „Militenklub“ angehört, nunmehr zu den deutschen Turnern. Er ist einer der allerbesten, und als es gilt, Delegation auszusuchen, die den Turnverein beim Deutschen Turnfest in Nürnberg vertreten sollten, fiel die Wahl sofort auf Toni.

„Wie sich da Vater Schneider freute. „Gott, Gott, Gott“, sagte er. „Deine Praxis läuft Dir nicht davon, und wenn schon, wenn Du wieder zurückkommst, kannst'ne neue haben — wir haben's ja, Gott sei Dank. Seit achtzehn Jahren bin ich nicht mehr draußen gewesen. Vor allem, wenn Du nach Nürnberg kommst, gehst Du nach dem Pfliegergäßchen Nummer sieben und b'istest Dein Waterhaus, drinnen Du und ich geboren sind. In dem Haus hab' ich geboren, in dem Haus hab' ich unter erstes Glück gefunden, und wie ich von Deutschland fort bin, hat mir nur eins leid getan, daß ich mein Geburtshaus verlassen 'müßt hab'.“

„Wohlt's gern mal wiederleben. Wenn wir g'sund bleiben, gehn wir im Jahre neunzehnhundertfünf, nit wahr, Vater? Also wie g'lagt, Du gehst zu allererst nach dem Pfliegergäßchen. Wenn's Haus noch steht, wo damals, mit meiner Bäckerei, dann bring' mit aus meinem Geburtshaus das Schönste und Beste, was dein ist. Was es toll' jahl' ich — wir haben's ja, Gott sei Dank; ich möcht' halt ein schönes Andenken aus meinem Geburtshaus besitzen.“

„Sollt's es haben, Vater“, sagte Toni. „Es freut mich selbst, die alte Stätte wieder einmal zu sehen. Es ist halt doch die alte Heimat, und wenn auch die neue erfolgreichender war, die Heimat, die ehle und rechte, ich drüben, über'm Meer.“

„So ist's, Toni. Drum bring' mit ein Stück aus der alten Heimat und aus dem Schürsten, was wir dort hab'n, aus unserm Waterhaus!“

großartig empfangen und geehrt, und die feste glücken einem Traume aus Laufenden und einer Nacht.

Am ersten Tage, da Toni abkomme, konnte, suchte er das Pfliegergäßchen auf. Da war Nummer sieben und richtig — da war eine Bäckerei!

„Lange stand Toni dem Geburts- Hause gegenüber und schaute nach der Straße, darinnen er seine Jugend verbracht. Er erinnerte sich jetzt genau an jenen Raum im Hause: hinter dem Laden war die Wohnstube; dort hing eine alte Ampel und im Kachelofen standen immer gedämpfte Kessel; wie oft er sich den Mund verbrannt hatte, wenn die Mutter zufällig kam, als er Apfelsauce kochte und das Wasser noch nicht kalt genug war, es zu schlucken.“

Toni ging über die Straße und trat in die Bäckerei. Beim Öffnen der Thür erkante eine Glocke — genau wie vor achtzehn Jahren. Die Thür knarrte wie damals, und die bläulichen Scheiben waren zerbrochen, wie damals. Drinnen stand derselbe alte Tisch, das selbe alte Wandgestell — unwillkürlich schaute Toni nach dem einschließenden Wohnzimmer, ob jetzt wohl seine Mutter herauskommen und sage „Grüß Gott!“

„Wohlgang die Thür auf, aber heraus trat nicht seine Mutter, sondern ein junges, etwa 18jähriges Mädchen, das den Fremden fragend ansah.“

Toni vergaß, was er hatte sagen wollen. Die Schönheit in solch einfachem Gewande frappierte ihn; diese lieblichen Züge nahmen ihn gefangen und als das Mädchen den rosenfarbten Mund öffnete und mit melodischer Stimme „Grüß Gott!“ sagte, da war es um Toni geschehen.

„Grüß Gott“, erwiderte er mit warmer Stimme und streckte seine Hand aus, die das Mädchen indes nicht zu beachten schien. Da wurde er sich seines Versehens bewußt.

„Sind Sie die Tochter vom Bäckermeister?“ fragte Toni.

„Ja, bin Toni Schneider, der Sohn von Fritz Schneider, früherer Eigentümer der „Röhlesbäckerei“. Sie werden sich meiner nicht erinnern, denn als ich fort ging, trug der Storch Sie noch in Sibirien herum“, sagte er lachend hinzu. „Aber Ihre Eltern hoffe ich...“

„Ja, das der Toni?“ fragte Frau Krumbes, die unter der Wohnzimmertür stehend, dem Gespräch angehört hatte. „Nun, bist Du aber g'waschen. Dich hält' ich nie mehr kennt, einerlei, wo wir uns treffen hätten. Wie geh's der Mutter? Was macht der Vater? Wo seid's denn auch jetzt? Mei, mei! Was jetzt gleich a bissel, ich muß nur schnell den Krumbes rufen; der wird aber schauen. Jasses, der Toni und so groß. Lieble, führ den Toni in die Stub und laß ihn s'he. Wie dich der Krumbes wundert“, sagte die dicke Frau und lief eilig nach der Backstube.

er müsse bald abreisen, da nach sie in Weinen aus und wollte davon laufen. Doch er sagte sie schnell bei der Hand, zog sie in seine Arme, legte ihr Köpfchen an seine Brust und fragte: „Lust, willst Du nicht mit mir gehen? Ich hab' Dich ja so lieb, Luise; ich will Dir drüben eine neue Heimat bauen. Ich möcht' mit ein deutsches Fräulein mitnehmen, deutsches Fräulein, deutsches Sonnenfräulein und ich will Dich lieb haben mein Leben lang!“

Da sagte sie ihm um den Hals und zog ihn an sich, als ob sie ihn nicht mehr lassen wollte und weinte und weinte.

Herr und Frau Krumbes waren stolz, solch seinen Schwiegersohn zu haben, einen reichen Amerikaner und einen Schwirten dazu. Das Glück! Die Hochzeit bildete nach dem Turnfest das Gespräch der Stadt.

„Ja, die Luise“, hörte man allenthalben, „ich hab's ja immer gesagt.“ Der Tag der Abreise kam heran. Der Nürnberg-Bäcker-Gesangverein, zu dessen Vorstand Krumbes gehörte, brachte dem jungen Paare ein Abschieds- Ständchen und gar manches Glas wurde auf das Wohl der vereinigten Staaten von Deutschland und Amerika! getrunken, wie der Vorhänge sich so geistreich im Laufe abdrückte.

„Friedrich der Große“ trug das junge Paar der neuen Heimat zu.

„Grüß Gott, Vater, grüß Gott, Mutter“, begrüßte Toni seine erstauerten Eltern, die fragend von Toni nach der jungen Dame und von der wieder nach Toni schauten. „Ihr habt mir anbedohlen, Euch das Schöne und Beste zu bringen, was ich in meinem Geburtslande finden konnte. Ich konnte nichts Besseres und nichts Lieberes finden, als Luise, die Tochter des Bäckermeisters Krumbes, der noch immer in unserm Hause wohnt. Hier ist sie; sie ist meine junge Frau und eure Tochter.“

„Das halt Du gut gemacht, Toni“, sagte der Vater, seinem Sohne herzlich die Hand schüttelnd, während die Mutter die junge Frau in die Arme schloß und sie innig küßte.

„Die Rose im Orient.“ Dionysos Anthios, d. h. der Blumige, war bei den Griechen nicht nur der Gott des Weines, sondern auch der Bäume und Blumen und besonders die Rosen waren ihm lieb, daher er seine Festtage bald auf dem rosenreichen Pangeon, bald in den Rosengärten Magedoniens und Thraciens aufschlug. Die hellenen und römischen leidenschaftlichen Freunde dieser Blumen und ihres Duftes. Schon Homer führt als bestes Del das Rosenöl an, mit dem Aphrodite die Leiche des Patroklos salbte. Wie es scheint, schätzten alle Orientalen die Rose. Die Araber bereiteten schon frühzeitig daraus das Rosenwasser. Mit ihm wusch man die christlichen Kirchen, ehe man sie in Moscheen umwanbelte. Saladin sandte 500 Karren messianen Rosenwasser, um die von den Kreuzfahrern in eine Kirche umgestaltete Moschee des Omar zu reinigen; Mahomed II. ließ die Hagia Sophia in Konstantinopel mit vielen tausend Litern Rosenwasser auswaschen, ehe sie für den islamitischen Gottesdienst in Gebrauch genommen wurde. Das Besprengen mit Rosenwasser galt und gilt noch im Orient als Glück. Eine indische Legende ließ in einem ihrer Gärten eine Götterin mit Rosenwasser füllen und es von da durch kleine Kanäle in den Garten leiten.

Eine echt orientalische Delikatesse, die man Besuchern gern vorsetzt, ist das Rosodachart, ein Crem, der durch Eintrinken frischer Rosenblätter in fochenden Zuderlirup hergestellt wird. Die im April blühende rosa coccinella besitzt in leichtem Maße die Fähigkeit und Lamarinide eigene Wirkung, und deshalb wird Aprikosen-Creme von vielen Orientalen täglich am Morgen als angenehme Hausarznei genossen. Auch zur Herstellung von Essig muß die Rose im Morgenlande dienen. Man hält den Rosenessig vorzüglich und benutzt ihn theils als Zusatz zum Salat, theils als säurendes und belebendes Mittel bei Krankheiten und Ohnmächten. Auch als Kosmetikum gegen Kopfschmerzen und zur Erzielung einer blaffen Gesichtsfarbe wird er benutzt und wirkt dann ebenso schädlich wie gewöhnliche Mittel im Abendlande.

„Beim Stat. — Was? Sie haben schon wieder die vier Aß? Sie sind wohl Aßlerungsbeamter.“

Dr. Manners Dilemma.

Kopie von A. Morris. Autorisirte Uebersetzung von Henns Rod-Neumann. „Nur noch drei Monate zu leben!“

„Nur noch drei Monate zu leben!“ schien seine innere Stimme immer zu wiederholen, als wolle sie des Gedankens spotten, daß er beabsichtigt hatte, in drei Monaten seine Hochzeit zu feiern.

„Es schien ihm zu entsetzlich und unglücklich, daß er, der Millionär Blumenthal, eine so kurze Spanne Lebenszeit vor sich haben sollte.“

Die Verheiratung, die er in Kapstadt und Berlin konjunkt hatte, müßte sich jetzt haben oder wollten sie hinter Licht führen, sagte Dr. Carlmann Manners, während er seine Instrumente wieder einsteckte. „Nur noch drei Monate zu leben!“

Herr Blumenthal zitterte an allen Gliedern, als er mit bebender Hand die Schweißperlen auf seiner Stirn abwischte. Dann richtete er einen Blick hoffnungslos auf die junge Frau, der er, obwohl er kaum 35 Jahre alt war, als einer der bedeutendsten Spezialisten auf dem Gebiet der Halskrankheiten galt.

„Und es wäre absolut nicht möglich, daß auch Sie ein wenig ernen könnten — vielleicht hinsichtlich der Berechnung der Zeit!“

„Nein“, versicherte der Arzt. „Und wird die Operation sehr schmerzhaft sein? Ich gehe eine knifflige Furcht vor Schmerzen“, gefand Herr Blumenthal.

Herr Blumenthal hatte sein Vermögen durch Summihandel erworben. Dr. Manners erinnerte sich der schlimmsten Gerichte über die Art und Weise, in der dieser Millionär die Summiartikel behandelt hatte.

„Seine Operation kann ohne ein gewisses Maß von Schmerzen vor sich gehen“, erwiderte er im Tone leichter Beruhigung.

„Das läßt die Angelegenheiten geordnet haben. Sie dürfen nicht eine Stunde unnötig verleben, und wenn Ihre Gattin hier ist...“

Carlton wartete, bis sie wieder fähig war, fortzufahren. „Unser Traum hat ein Ende“, schloß sie plötzlich.

„Unser Traum hat ein Ende?“ entgegnete er verblüfft. „Weshalb denn in aller Welt. Gellerte Dich!“

„Wir müssen scheiden, Carlton. Ein Mann, den ich liebe und verehere. Aber mein Vater wird verabschiedet. Ich muß mich ihm fügen, um ihm vor etwas zu retten, was er nicht erklären will. Aber er schwört, daß er, wenn ich diesen Mann nicht heirate, ruiniert und geschändet in den Augen der ganzen Welt dastehen würde.“

„Carlton sprang mit zornfunkelnden Augen auf.“

„Du bist schändlich! Wann erlaubst Du das?“

„Erst gestern abend. Dieser Mann — er heißt Blumenthal — er ist...“

„Blumenthal!“ rief Carlton Manners voller Entsetzen. „Blumenthal! Dieser Schuft! — Niemals. Gell! Du wirst niemals seine Gattin werden! Dein Vater wird noch nicht gehört haben, welche bösen Gerüchte über ihn im Umlauf sind. Wie darf er es wagen, an eine Heirat mit Dir zu denken!“

„Sie waren in früheren Zeiten Romagnonen, und Vater ist in seiner Natur. Das ist alles, was ich weiß. Nur dadurch, daß ich ihn heirate, kann ich Vater retten.“

„Ich muß mit meinem Vater reden. Das ist mein gutes Recht. Er mußte, daß wir verlobt sind.“

„Das ist unmöglich. Er ist heute früh nach Paris gereist.“

„Du sollst den Schuft nicht heiraten.“

„Ich würde Dich lieber tot sehen“, verteilte Dr. Manners.

„Kennst Du ihn denn?“ fragte Edith erstaunt.

„Ich halte sein Leben in dieser meiner Hand! Es würde kein Verbrechen sein, einen solchen Mann zu mordern — er ist selber ein Mörder.“

„Aber Du“, flüsterte sie und klammerte sich an ihn. „Was kannst Du thun, um mich zu retten?“

„Sei nicht bang. Frage mich nicht mehr. Aber ich will und werde Dich retten, sollte ich auch dadurch mich und meine Zukunft zerstören.“

„Und er murmelte vor sich hin: „Wahrlich, das Schicksal hat ihm einen bösen Streich gespielt, als es ihn in meine Gewalt brachte.“

Die Operation war mißlungen! Herr Blumenthal lag tot da — er mordet! Dr. Carlton Manners hatte sein Wort gehalten, und er bereute nicht Verbrechen nicht! Edith blieb es, daß das Herz des Patienten zu schwach gewesen sei. Niemand habe die betannten Art. Aber Edith lebte er wie in einem Traum, er vergaß sogar die Tage zu zählen, die ihn vor der Hochzeitfeier mit der Frau trennten, für die er seine Seele verkauft hatte. Und er war in dieser Zeit auch eher alles andere als ein glückseliger Bräutigam. Er fürchtete sich namenlos vor irgendetwas ohne selber zu wissen, was es wohl sein könnte.

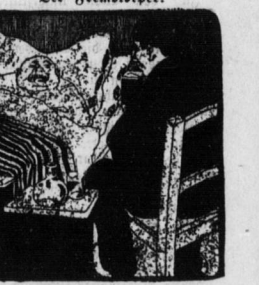
„Er dachte in demselben Moment, als Dr. Manners vor dem Altar stand — gerade als er Edith Rormores weiße Hand in die seine nahm, um ihr den Ring auf den Finger zu stecken, stand Blumenthal plötzlich neben ihm. Die Augen des ermordeten Millionärs waren mit einem zornigen, drohenden Blick auf ihn gerichtet, seine starke Hand presste seinen Arm wie in einem eisernen Schraubstock.“

„Carlton konnte sein Entsetzen nicht fassen, denn dieser Gesichtsdruck selber hand ihm seine Zunge. Er konnte kein Glied rühren, denn die Furcht hatte ihn gelähmt. Konnte denn niemand die Schweißtröpfchen auf seiner Stirn sehen? Konnte niemand hören, wie sein Herz in der Brust hämmerte?“

Die Zauber-Ohreife.

Ein Messermeister behauptet am Mittwoch, er könne Zauber-Ohreife herstellen, die man nicht im mindesten spüre. Nicht will's nicht glauben und wirft nach längerem Hin und Her ein Fünfmartstück auf den Tisch, das dem Messer gehören soll, wenn dieser ihm eine Ohreife geben könne, welche besagte Eigenschaften aufweise. Der Messer ist bereit und verlegt dem Tisch eine so schauerliche Ohreife, daß der unter den Tisch flieht. Erst nach geraumer Zeit erhebt sich Toni wieder auf der Bildfläche. Er hält sich mit beiden Händen den Kopf und behauptet steif und fest, er habe die Ohreife gespürt. „Na“, meint der Messer, „dann ist mir halt die nicht gelungen, da muß du eben bei Geld wieder einstecken.“

Der Fremdkörper.



W a m p e r l (aus einer Ohnmacht erwachend): „Was ist mit mir g'schehen, so lang ich benutzlos war?“

W r z i: „Ich hab' Ihnen lediglich etwas frisches Wasser eingeträufelt.“

W a m p e r l: „Hab' ich doch gleich gespürt, daß ich ein Fremdkörper im Magen hab'!“

Bergelisches Bemühen.

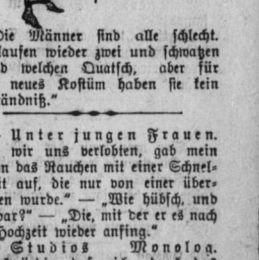
Freund: „Heute wurde ich von einem Herrn in einer mir fremden Sprache angebetet; es ist mir auch nicht gelungen, mich mit ihm zu verständigen.“

W e i ß: „Vielleicht...“

„Mein, nein, einen Heiratsantrag hat er mir nicht gemacht.“

„Ich kann in fünfundsiebenzig verschiedenen Sprachen „Ja“ sagen, aber da hat er immer mit dem Kopf geschüttelt!“

Ländliche Eitelkeit.



Bauer (in der Ausstellung ein mit der Bemerkung „Studiotopf“ versehenes Bild betrachtend): „Man böse a Studiotopf is, nacha hab' i a oant!“

„Ein Gedächtnis. Professor (vor'm Schlafengehen): „hm, jetzt werd' ich mir schon adt Tage jeden Abend den Kopf, weshalb ich diesen Knoten in mein Taschentuch machte! hm! Ach, jetzt fällt mir's ein — ich wollte mit ein frisches Taschentuch nehmen!“

Die bösen Männer. „Die Männer sind alle schlecht. Da lauten wieder zwei und schwagen irgend welchen Quatsch, aber für mein neues Kostüm haben sie kein Verständnis.“

Unter jungen Frauen. „Als wir uns verlobten, gab mein Mann das Brautkleid mit einer Schnelligkeit auf, die nur von einer übertraffen wurde.“

„Die, mit der er es nach der Hochzeit wieder anfaßt.“

„Studios Monolog. Merkwürdig, daß ich durch das Framen gefallen bin, weil ich stehen blieb.“